

Unterirdisch



Maxi Schmitz

Ein völlig unterfordertes Hora-Ensemble wirft sich zu Film, Musik und Monologen aus dem Off in Pose.

Die völlig sinnentleerte Oberflächenfokussiertheit unserer Tage als Synonym für die Realitätsflucht aus einer einseitig auf Wettbewerb ausgerichteten Leistungsgesellschaft soll in «Egotopia» von Nele Jahnke schmerzlich thematisiert werden. Das tut's. Aber nicht im subversiven Sinn, sondern ganz real. Das Hora-Ensemble steht als Staffage neben der Glamour suggerierenden Plastikbühne und ist völlig unterfordert. Disneys Snow White, Dieter Bohlen und Prinzessin Diana werden auf eine Stufe gestellt, derweil sich das Ensemble in ein König(Innen)dasein aus der Realität träumt oder wahlweise die eindimensionale Begeisterung für ein Startum mit dem Selfiestick im Anschlag nachäfft. Im Vergleich dazu war «I'm a Barbie Girl in a Barbie World» von Aqua ein hochironischer Zeitgeistkommentar. Gerade diesbezüglich ist «Egotopia» total unterambitioniert, weil es in der Feststellung steckenbleibt. Dass Menschen mit einer Einschränkung landläufig nichts zugebraut wird und Chancengleichheit über das Lippenbekenntnis nicht hinauskommt – geschenkt. Das auf einer Bühne zu verhandeln, indem das Ensemble als vorrätig rumstehendes, also komplett unterfordertes Spielerpotenzial von links nach rechts und wieder zurück geschoben wird, ist für einen Hora-Auftritt regelrecht unterirdisch. Eine Brechung, ein Subtext, ein Twist oder wenigstens ein Aufstand der zu Schaubudenfiguren degradierten SchauspielerInnen wären hilfreich oder dann müsste wenigstens, das bisschen Spiel, das ihnen überantwortet wird, komplett wegfallen und ihre Instrumentalisierung sie auf eine vollkommene Passivität reduzieren. Aber die hier öffentlich dargestellte Gleichzeitigkeit von inhaltlicher Uninspiriertheit und formaler Unentschlossenheit ist weder dazu prädestiniert, einen zu unterhalten, noch dazu, die grauen Zellen oder gar die Emotion anzuregen. Einzig der Geduldsfaden wird erfolgreich bis an die Grenze seiner Belastbarkeit strapaziert. froh.

«Egotopia», bis 17.11., Fabriktheater, Zürich.

Wettlauf der Klischees



Dieter Rahm

Kein Klischee zu abgedroschen, kein Fettnäpfchen zu banal, als dass es sich nicht eignete, vom Schwulen Männerchor Zürich (schmaz) in einer nicht enden wollenden Aneinanderreihung in Selbstironie verkehrt zu werden.



Dieter Rahm

Thierry Frochoux

Das binationale Elternpaar, der Lederkerl, die Boaqueen, der Naturbursche, das gebrochene Handgelenk, der Fitnessjunkie, das Modeopfer und die Politschwester – alle da. «Die Entscheidung» nach dem Text von Michi Rüegg behandelt die Heterogenität in der Homosexualität. Die Basisdemokratiefraktion stellt sich in direkter Konfrontation gegen die Allmachtsfantasie des Präsidenten, die politische Korrektheit prallt frontal gegen die sich selbst überschätzende Eitelkeit, die Eloquenz ringt mit der Libido um die Deutungshoheit. Im ersten Teil ist der schmaz ein chaotischer Haufen alias Laienchor, den sogar der Leiter Ernst Buscagne nur mit grosser Mühe zur Raison – also dem ernsthaften Proben – bewegen kann. Der primäre Streitpunkt ist eine potenzielle Teilnahme an der tausendundersten Variation einer Fernsehunterhaltungsshow: «Battle of Gay Choirs». Austragungsort: Eine namenlose nichtmehrrussische Teilrepublik im Nirgendwo. Die Diskussionen entlang des Grenzverlaufs einer Gürtellinie im symbolischen wie im wörtlichen Sinne verunmöglichen eine Konzentration auf die Probe. Also wird getratscht, gezickt, belehrt und beleidigt und dazwischen immer mal wieder ein Liedchen geträllert, dem aber die Inbrunst fehlt, weil die Aufregung so gross ist. Nach der Pause ist alles anders: Eine kugelfunde Matrioschka (Susann Klossek) und ein versteifter Herrenreiter (Michi Rüegg) sind das höchst ausgewogene ModeratorInnenpaar, das nach dem Eurovisions-Jingle der Livemusiker Joscha Schraff, Jean-Pierre Dix und Bernie Ruch, die zur Wahl stehenden Finalisten aus Frankreich, Finnland, einem nicht namentlich genannt wollenden afrikanischen Staat und der Schweiz dem Publikum vorstellen. Die vordergründig demonstrierte Scheissfreundlichkeit kollidiert dabei mit akustisch halb verschluck-

ten, hinterrücks geäusserten sexistischen Anspielungen, die in ihrer Klischertheit nur noch von den Visuals von Luke Müller übertroffen werden. Die Länderpräsentationen und die dafür ausgewählten Accessoires übernehmen jetzt den Part der ironischen Überhöhung: Die Franzosen sind schlüpfrig zu Edith Piaf, die Norweger verstockt zu Folklore, die Afrikaner lebensfroh zu Miriam Makeba und die Schweizer vorbildliche Buurebuebli zu einem Medley aus den bekanntesten Landesbeiträgen aus der Geschichte des Concours Eurovision de la Chanson. Alle Lieder sind in der Choreographie wie dem Gesang einen hörbaren Zacken besser als während dem eine Probe darstellenden ersten Teil. Aber just auf diese Diskrepanz spielt «Die Entscheidung» auch an. Während im ersten Teil die grossen Würfe revolutionären Gedankengutes alias Selbstbestimmung, Anerkennung und Interessendurchsetzung im Rahmen eines geschützten Debattierclubchens mit grosser Verve und einer schieren Opferbereitschaft alias Scheinheiligkeit durchexerziert werden, nimmt das Programm im zweiten Teil genau diese behauptete Vollkaskotoleranz genüsslich auf die Schippe, indem es die konkurrierenden Länder auf die banalsten Oberflächenassoziationen reduziert und dabei alles strahlt, wie eine Herde von Honigkuchenpferden, die sich im Widerschein der Lamettavorhänge sonnt. Kurzum, eine genüsslich vor-exerzierte Diskrepanz zwischen Schwafeln und Realisieren und zwischen vehement eingeforderter Totalakzeptanz und einer ausgeprägten Grosszügigkeit gegenüber anderen, schon auch mal eine Fünf gerade sein zu lassen. Oder eben: Die von Gesang unterstützte Beweisführung einer Komplexität des eigenen Daseins, dem zur Überbrückung der Kluft zwischen Wunsch und Wirklichkeit zuletzt nur das Lachen über sich selber hilft.

«Die Entscheidung», 3.11., Theater Rigiblick, Zürich.